

Besser lieben

Dass sich ein Roman nicht mehr von einem gesetzten Anfang aus linear auf einen „logischen“ oder plausiblen Schlusspunkt hin entwickeln lässt, gilt als postmoderne Binsenweisheit. Erst recht, wenn dieser eine Liebesgeschichte verhandelt. Liebe? Ein bedeutungspraller Begriff, der im popkulturellen Diskursverlauf auf seine Unkenntlichkeit hin entstellt wird. All dem trägt Matthias Engels‘ neues Buch *Bullerbü brennt* gekonnt Rechnung. Jede der 43 Kapitelüberschriften zitiert einen englischsprachigen Songtitel: ein plakativer Reigen vom larmoyanten „Love Is a Social Disease“ bis zum resignativen „Love Is Love“. Da die Liebesgeschichte immer noch nach mindestens zwei Protagonisten schreit, benennt Engels diese als Jan und Sonja. Eine Versuchsanordnung wie der komplette Text, die als Fiktion indessen künstlerisch bewältigt werden will.

Bullerbü brennt auf mehreren Erzählebenen ab. Zum einen wird Jans Perspektive eröffnet, in der zumindest der Versuch unternommen wird, personenbezogen stringent zu erzählen. Darüber hinaus schickt Jan die Destillate grüblicher Selbsterkundungen in langen Mails an „Murphy“, eine ausgedachte Adresse. Gemeint ist indessen jener Murphy, nach dessen bekanntem Axiom etwas irgendwann schiefgeht, wenn es schiefgehen kann. Zuletzt artikuliert sich eine Erzählerstimme, die ihrerseits den Gang der „Handlung“ kommentiert, unterbricht, justiert und darüber sogar in einen mahnenden Disput mit dem Protagonisten gerät. „Ach Jan, die Liebe! Was ist in ihrem Namen nicht schon alles Verheerendes geschehen!“

Wer nun Befürchtungen hegt, das perennierende Abwägen und Relativieren der Erzählerstimme, ihr Infrage- und unter Vorbehalt stellen jeglichen Fortgangs, schlage auch bei den Protagonisten als Zaudern und Zögern in Liebesdingen durch, sieht sich gottlob rasch eines Sinnlicheren belehrt. Als die frisch Verliebten etwa mit dem bei jungen Leuten einmal schwer angesagten R 4 mit Revolverschaltung zur Erholung an die Nordsee fahren, knirscht es technisch karg: „Abends unter der Bettdecke üben sie das Schalten mit der Knüppelschaltung.“ Sie treiben es auch im Wald und einsehbareren Orten ohne Hemmungen. „Er hat ihr das Kleid aufgeknöpft und über die Schultern gestreift, so dass sie nackt bis zur Hüfte über ihm sitzt. Ab und an halten sie inne, wenn irgendwo in der Nähe Wochenendreiter vorbeikommen.“ So ist die Liebe in ihren unbändigen Anfangsjahren, die zugleich auch Lehrjahre sind.

Legt man zugrunde, was mancher Autor behauptet und ich gern unterschreibe, dass über nichts diffiziler zu schreiben sei als über Sex – außer vielleicht über Sex im Alter und das Sterben – zeigt sich in diesem für eine Liebesgeschichte nicht unerheblichen Punkt Engels‘ verblüffendes Talent. Handfest kolportiert und hauchzart koloriert. Freilich bemüht er sogleich wieder seine Erzählerstimme, um einschränkend zu konstatieren: „Das ist eine von vielen intimen Szenen, ja. Und viele fragen immer: Muss das sein?“

Darüber ließe sich trefflich streiten, und wahrscheinlich besteht genau darin des Autors Angebot an die Leser. Bullerbü brennt? Aber lichterloh. Wie wahrscheinlich schon Lisa, Lasse und Bosse aus Astrid Lindgrens Kindheitstraum fahren auch Jan und Sonja inzwischen samstags zu Ikea hinaus und konsumieren: Kinderbetten und Köttbullar. Die Idylle hat sich als das erwiesen, was sie ihrem Wesen nach ist, eine allzu leicht und liebend gern für wahr genommene Illusion, die Zerrissenheit als Ausnahmezustand spiegelt. Bullerbü (schwedisch Bullerbyn) wörtlich übersetzt bedeutet „Lärmdorf“. Viel Lärm um nichts. Ist dies der Liebe lapides Label?

Die eigenen Eltern altern. Jan und Sonja werden erwachsen, verbessern sich wohnungsmäßig. Sie bekommen Kinder, Tochter und Sohn, die namenlos bleiben. Sonja arbeitet; Jan bleibt zu

Haus und hat viel, vielleicht zu viel Zeit zum Nachdenken. Über die Beziehung und die ständigen Geldsorgen. Als die Bullerbü-Immobilie aus der Fernsehserie zum Schnäppchenpreis offeriert wird, stellt er deprimiert fest, dass sie die verlangte Kaufsumme kaum aufbringen könnten. Sie sind in ihren 40ern angekommen, etabliert, und sie beginnen sich abzufinden. Ist das Paradies vielleicht schon die bezahlbare Doppelhaushälfte? Schöner zu wohnen der eigentliche Lebenssinn. Was wäre daran schlecht?

„Wer es erfuhr, der weiß es“, resümiert schon Lope de Vega (1562-1635) ein Liebeserleben in „Sonett“. Über die Liebe scheint seit dem Goldenen Zeitalter alles gesagt und weit mehr geschrieben worden zu sein. Aber *wie* Engels ihr beikommt, ist absolut bemerkens- und vor allem lesenswert. Die Mixtur macht's. Die formale Anlage der verschiedenen Erzählenden sowie ihre präzise inhaltliche Austarierung schaffen einen spezifischen Resonanzraum, in dem auch die Träume und Sehnsüchte der Leser:innen nicht unerhört verhallen. Nennen wir seinen Grundton Melancholie, ohne die eine Liebesgeschichte schwerlich zureckkommt. Matthias Engels‘ Roman, eine zur Kenntlichkeit entstellte Liebeserklärung an die Liebe, lässt seinen Leser nicht klüger, aber glücklicher zurück. Und eine Leserin womöglich auch.

Alfons Hückebrink